

Polykum

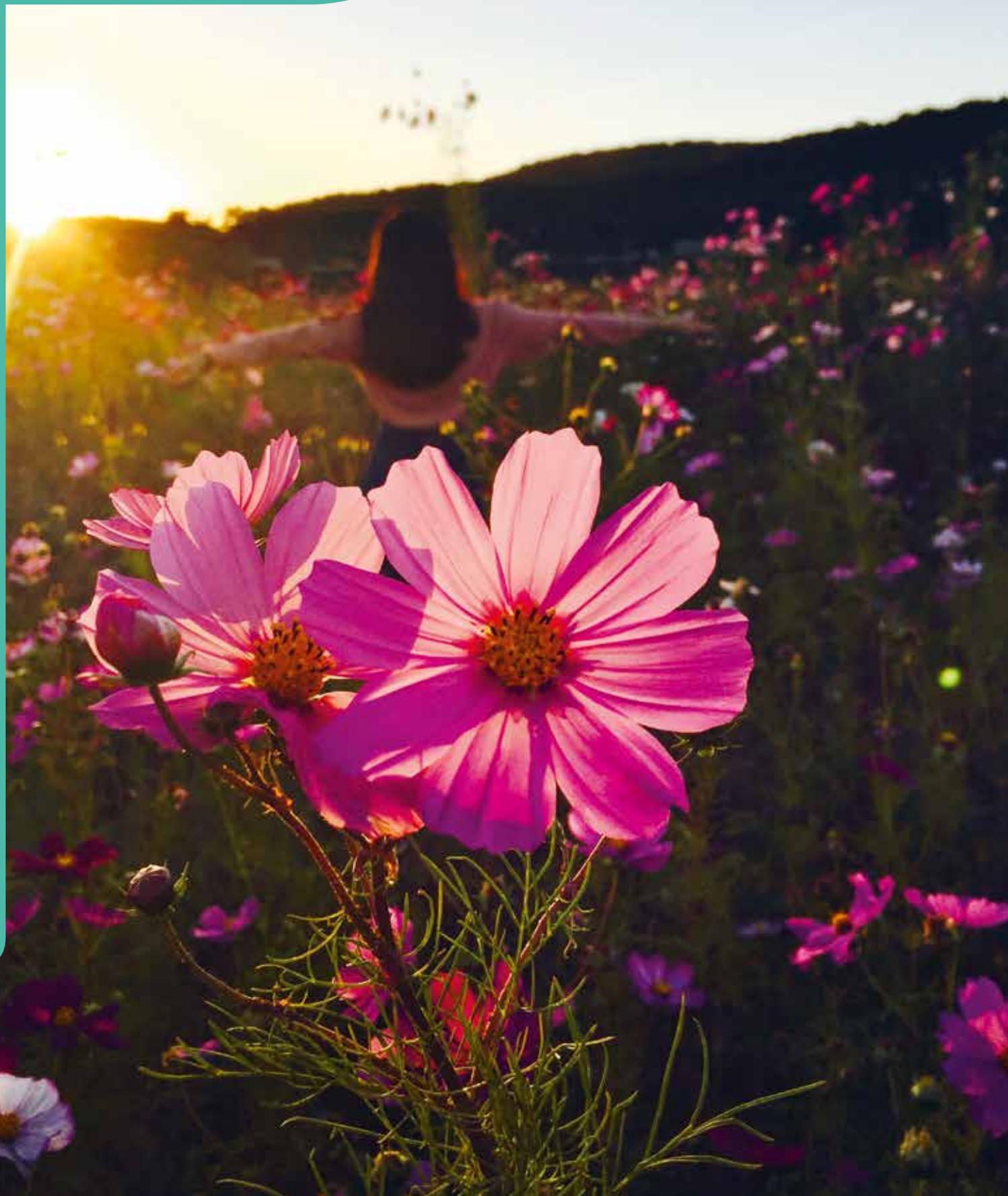
N° 9 | Heile Welt

Verband der Studierenden an der ETH
2016/2017 12. JUNI

Im Bienenstock
| Wo es nicht nur summt

Living the dream
| A life in ballet

Dem Leid entfliehen
| Weg einer Flüchtlingsfamilie



„Wir forschen an Innovationen für die Zukunft.“

Martin Müller,
R&D Engineer



„Become part of the Sensirion success story.“ Wollen Sie Ihrer Karriere den entscheidenden Kick geben und sich neuen Herausforderungen stellen? Dann heissen wir Sie herzlich willkommen bei Sensirion.

Sensirion steht für Hightech, Innovation und Spitzenleistungen. Wir sind der international führende Hersteller von hochwertigen Sensor- und Softwarelösungen zur Messung und Steuerung von Feuchte, Gas- und Flüssigkeitsdurchflüssen. Unsere Sensoren werden weltweit millionenfach in der Automobilindustrie, der Medizintechnik und der Konsumgüter-

industrie eingesetzt und tragen zur stetigen Verbesserung von Gesundheit, Komfort und Energieeffizienz bei. Mit unserer Sensorik liefern wir damit einen aktiven Beitrag an eine smarte und moderne Welt.

Schreiben Sie Ihre eigenen Kapitel der Sensirion Erfolgsgeschichte und übernehmen Sie Verantwortung in internationalen Projekten. Stimmen Sie sich auf www.sensirion.com/karriere auf eine vielversprechende Zukunft ein.

www.sensirion.com/karriere

SENSIRION
THE SENSOR COMPANY

Publireportage

Sensirion gehört zu den besten Arbeitgebern der Schweiz



Sensirion ist ein grossartiger Arbeitsplatz. Dies belegt das Ranking von Great Place to Work®, dem Experten für Arbeitsplatzkultur und Arbeitgeberattraktivität. In der Kategorie »Grosse Unternehmen« (mehr als 250 Mitarbeitende) ist Sensirion im 2017 das zweitbeste Unternehmen. Die einzigartige Unternehmenskultur, die Sensirion zu einem der beliebtesten Arbeitgeber macht, bildet auch die Grundlage für die Innovationen, die das Hightech-Unternehmen hervorbringt und es zum internationalen Marktführer für Sensorik macht.

Gemäss Great Place to Work® empfinden Mitarbeitende ihren Arbeitsplatz als attraktiv, wenn sie Vertrauen zu ihrem Arbeitgeber haben, stolz sind auf das, was sie tun, und Freude an der Zusammenarbeit mit Kollegen haben. Das Forschungsinstitut analysiert Unternehmen in Bezug auf ihre Attraktivität in einem zweistufigen Prozess mittels anonymer Mitarbeiterbefragung und eines Audits der Human Resources-Prozesse.

Sensirion erreicht bei der Mitarbeiterzufriedenheit einen überdurchschnittlichen Trust-Index von 89%.

Der Aussage »Alles in allem kann ich sagen, dies hier ist ein sehr guter Arbeitsplatz« haben sogar 95% aller Mitarbeitenden zugestimmt. Sie schätzen insbesondere die faire und kollegiale Zusammenarbeit, die offene und zeitnahe Kommunikationspolitik sowie den grossen Gestaltungsfreiraum beziehungsweise die hohe Eigenverantwortung. Das externe Audit von Great Place to Work® beurteilt bei Sensirion die Bereiche »Informieren«, »Zusammenarbeit«, »Anerkennen« und »Feiern« im Vergleich zu anderen Unternehmen als sehr vorbildlich.



Editorial

Unsere Zeit

Wer heute noch an eine heile Welt glaubt, der muss schon ziemlich verrückt sein – oder doch zumindest sehr naiv. Ich kenne allerdings viele Leute, denen ich keines der beiden Attribute zuschreiben würde und die vielleicht nicht (mehr) an eine heile Welt glauben, aber sich noch immer nach ihr zu sehnen vermögen.

Vielleicht haben wir es deshalb auch bei dem Cover eines blühenden Sommertages belassen, trotz all dem, was in der Welt um uns herum gerade auf uns einbricht. Eigentlich genau deswegen: aus Trotz.

Was am Ende dieses Studienjahres, das für einige das erste, für andere wiederum das letzte an der ETH sein mag, steht, ist der Wunsch, dass jeder von euch seinen Weg, seinen Lebenskosmos finden mag. Diese Ausgabe erzählt deshalb von ganz unterschiedlichen Lebenswegen – etwa dem, ein Bienen-Start-up zu gründen (S.15-17), vom Tanzen als Beruf(ung) (S.10-14) und von der Mutter einer Flüchtlingsfamilie, die vielleicht endlich in einem friedlichen Leben angekommen ist (S.22-23). Keines dieser Leben mag perfekt sein, doch wie Sartre es ausdrückte: »Vielleicht gibt es schönere Zeiten; aber diese ist die unsere.«

Julia Ramseier, Redaktionsleitung Polykum
julia.ramseier@polykum.ethz.ch

Das Polykum ist ein Magazin des

VSETH

Präsi-Kolumne 4
Probleme muss man bereiden

VSS-Kolumne 5
Über Chancengleichheit

VSETH Pin-Up Board 6
Was los war und sein wird



 **DOSSIER: HEILE WELT**

When the dance starts 10
Living the ballet dream

Gegen das Bienensterben 15
Ein ETH-Spin-off setzt sich ein

Mehr Selbstreflexion! 18
Risikowahrnehmung am Berg

Auf in ein neues Leben 22
Geschichte einer Flüchtlingsfamilie



 **POLYKUM MACHT'S**

Mission ›U-Boot‹ 24
Abenteuer im Escape Room



 **EXTRAS**

Filmtipp 26
Get out!

Musiktip 27
At the Drive-in: In.ter a.li.a

Glasgow-Kolumne 28
Endspurt

Horoskop 29
Wunschkonzert

Comic 30
Es blüht bei ULF

Kruxerei 31
Der neueste Fall der drei Sonderzeichen



Präsi-kolumne

Probleme muss man bereden!



Liebe Mitstudierende,

Bei heilen Welten ist der äussere Schein in der Regel trügerisch. Auch wenn es schön wäre, in der Welt läuft nun mal nicht alles perfekt. Es gehört zur Normalität, dass viele Dinge geschehen, die nicht richtig sind, und dass man mit kleineren oder grösseren Problemen des Lebens konfrontiert ist, die angegangen werden müssen.

Ein grosses Problem beim Aufkommen von Problemen ist häufig jedoch, dass sie verdrängt werden und ihnen ausgewichen wird. Als betroffene Person ist man natürlich vor allem verunsichert und sucht den zunächst einfachsten Weg. Staut sich ein Konflikt jedoch einmal auf, wird dessen Lösung meist nur schwieriger.

Ein guter Weg ist darum, frühzeitig über Probleme zu reden und sich Unterstützung zu suchen. Falls es in Zusammenhang mit deinem Studium etwas gibt, das du nicht in Ordnung findest, sind wir immer für dich da, um dir zu helfen. Für grössere Probleme gibt es jedoch auch an der ETH Ansprechstellen – etwa die Stelle für Chancengleichheit, die Ombudsstelle oder die psychologische Beratungsstelle. Möchtest du dir einfach etwas vom Herzen reden, ist auch die Nightline Zürich als anonyme Telefonhotline für dich da. Zürich- und schweizweit gibt es darüber hinaus viele weitere Beratungsmöglichkeiten.

Dieses grosse Angebot beweist, wie wenig allgegenwärtig die perfekte, heile Welt ist. Darum nimm deinen Mut zusammen und bring Probleme zur Sprache. Das Reden über bestehende Konflikte löst viele davon bereits. Auf diese Weise kannst du selbst einen Beitrag zur Verbesserung leisten.

In der Lernzeit werden bei den meisten wohl die vielen Prüfungen und – gerade bei schönem Sommerwetter – die geringe Motivation die grössten Probleme sein. In den Gesichtern der Sitznachbarn, die bereits seit Ewigkeiten zu lernen scheinen, wenn man es selbst an den Lernplatz geschafft hat, und die durchgehend mit hoher Konzentration in ihre Unterlagen vertieft sind, spiegeln sich die eigenen Wunschvorstellungen und Idealbilder wider. Man selbst schneidet in diesem Vergleich natürlich sehr schlecht ab und die Motivation sinkt weiter. Wenn du aber mal eine/n davon ansprichst, werdet ihr beide wahrscheinlich schnell merken, dass ihr euch sehr ähnlich seid – und vielleicht gibt's für dich bei dieser Gelegenheit noch einen Tipp, wie du deine Lernmotivation steigern kannst.

Viel Erfolg bei den Prüfungen!

Euer Lukas

VSS-Kolumne

Schritt für Schritt zur Chancengleichheit

Wann hat in der Schweiz zum ersten Mal eine Frau ein Studium abgeschlossen? Könntest du die Frage beantworten? Unsere Autorin hat die Fakten zu ›Gender Equality‹ im Hochschulbereich unter die Lupe genommen.

von Cosima Ruzzo

Als die ETH im Jahr 1855 ihre Tore öffnete, liess diese als zweite Hochschule Europas Frauen regulär zum Studium zu. Entsprechende Mädchengymnasien gab es in der Schweiz jedoch noch nicht. So konnten vorerst nur ausländische Studentinnen von diesem aussergewöhnlichen Angebot profitieren. 1871 schrieb sich die Russin Nadezda Smeckaja im Ingenieurstudium ein und wurde damit die erste Studentin der ETH. Eine weitere Russin erlangte sechs Jahre später als erste Frau ein ETH-Diplom, die erste Schweizerin folgte 1895. Hierzulande Forscherin zu werden blieb jedoch lange eine Illusion, denn die Anstellung von Frauen stiess auf grosse Widerstände – erst recht im wissenschaftlichen Bereich. So ernannte die ETH ihre erste ordentliche Professorin, eine Architektin, erst im Jahr 1985.

Balance führt zu Exzellenz

Die Balance zwischen den Geschlechtern ist für wissenschaftliche Exzellenz jedoch massgebend, dies legt die Europäische Kommission in ihrer Studie ›Gender Innovations‹ aus dem Jahr 2013 sehr einleuchtend dar und tritt damit in die Fussstapfen vieler vorausgehender Studien. Mittels 21 Fallstudien aus verschiedensten Feldern wird die oft in Frage gestellte These begründet. So wird beispielsweise erklärt, dass sich biologische Forschungsergebnisse, die unter Verwendung männlicher Zellen, also ohne die Berücksichtigung entsprechender weiblicher Zellen, erzeugt wurden, oft als verfälscht erwiesen haben. Ähnliche Umstände führten zur Implementierung dysfunktionaler Verkehrssysteme, da bei deren Entwicklung das Sammeln von Daten der sogenannten ›Caregiving Work‹ vergessen wurde. Ein weiteres

beeindruckendes Beispiel ist die Forschung im Bereich der HIV-Prävention – ohne die Perspektive des untervertretenen Geschlechts wurden viele soziale Faktoren übersehen, die bei der Verbreitung der Krankheit eine Hauptrolle spielen.

Equal an der ETH!

Auch an der ETH ist man sich bewusst, dass für die hier stattfindende Forschung keine Ausnahme der Regel gilt. Seit vielen Jahren wird erhebliches Geld und Engagement in die Chancengleichheit von Mann und Frau investiert. So wurde 1993 die Stelle *Equal!* gegründet, die sich einer Vielfalt von Themen widmet. Zusätzlich veröffentlicht *Equal!* im Rahmen des ›Gender Action Plans‹ der ETH jährlich den ›Gender Monitoring Bericht‹, der die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse dokumentiert. Engagement lässt sich aber nicht nur in diesem Bereich ausmachen – immer stärker setzen sich auch Studierende für dieses Anliegen ein. Ob *Limes*, *Phimale* oder *Wins* – wenn auch du mit dabei sein willst, dann lass von dir hören!



Cosima Ruzzo

Studiengang:
Rechnergestützte Wissenschaften
(CSE)

Alter:
20

Nationalität:
Schweiz, Italien

ERSTIBAGS PACKEN

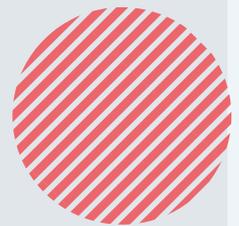
Du hast noch keine Ferien gebucht, nach den Prüfungen zu viel Zeit und möchtest wissen, was alles im neuen Erstibag ist? Dann hilf uns in der Woche vom 11. bis 15. September 2017, die Erstibags mit vielen coolen Goodies und »How to ETH«, dem Orientierungsbüchlein für Erstis,

zu füllen. Denn nur mit deiner Hilfe können wir die 5000 Erstibags packen und am Erstitag den neueintretenden Studierenden überreichen, damit sie einen guten Start an der ETH erleben können. Möchtest du mithelfen? Dann schreib uns einfach an: kommunikation@vseth.ethz.ch.



VSETH PIN-UP BOARD

Texte von Jasmin Cadalbert, Gabriella Takacs & Varinia Sutter



VOR & NACH DEN PRÜFUNGEN

Sommer: Die Temperaturen steigen und die Lernphase hat begonnen, denn schon bald stehen Prüfungen vor der Tür. Konstantes und fleissiges Arbeiten ist jetzt besonders gefragt. Dein VSETH-Vorstand wünscht dir gutes Durchhalten beim Lernen und viel Erfolg bei den Prüfungen! Dir wird alles zu viel und du weisst nicht weiter? Unsere Kommission *Nightline* steht dir anonym zur Verfügung. Weitere Informationen

findest du auf www.nightline.ch. Nach den Prüfungen ist... vor der Prüfungsendbar! In Zusammenarbeit mit euren Fachvereinen organisieren wir Ende August die Prüfungsendbar. Dort haben vor allem Erstis Gelegenheit, die Basisprüfung hinter sich zu lassen und bei ein, zwei kühlen Bier die verdienten Ferien einzuläuten! Weitere Informationen erhaltet ihr von euren Fachvereinen.



HOPO-SOMMERTAGE

Du kannst auch in der Lernphase nicht die Finger von hochschulpolitischen Themen lassen oder brauchst genau jetzt eine Abwechslung und hast Spass an einer interessanten Diskussion mit anderen Studierenden? Dann komm am 4. und 5. Juli 2017 zu den Hochschulpolitik-Sommertagen. Wir werden in gemütlicher Atmosphäre über spannende und aktuelle Themen diskutieren. Haben wir dein Interesse geweckt? Dann melde dich für weitere Informationen bei hopo@vseth.ethz.ch.



ANKÜNDIGUNG DES NÄCHSTEN WAHL-MITGLIEDERRATS

Der nächste Wahl-Mitgliederrat findet am 25. September 2017 statt. Nach einem Jahr im Amt wird sich der jetzige Vorstand dort fast komplett verabschieden – und ein neuer Vorstand wird gewählt. Mit auf dem Programm stehen zudem wieder spannende Anträge und Diskussionen. Falls du dich für unser höchstes Gremium in-

teressierst, kontaktiere deinen Fachverein und lass dich als Vertretung aufstellen. Oder möchtest du lieber direkt Teil des motivierten Vorstands-Teams sein und den Verband von der anderen Seite kennenlernen? Dann kannst du dich als Vorstand zur Wahl stellen! Schreibe uns dafür an hallo@vseth.ethz.ch.

VSETH

SCHNUPPERSEMESTER FÜR FLÜCHTLINGE

Auch im HS17 werden wieder vierzig Flüchtlinge am Schnuppersemester teilnehmen. Dafür werden wieder Mentoren aus allen Fachrichtungen gesucht. Möchtest du einen Flüchtling ein Semester lang begleiten und ihm zeigen, was es heisst, an der ETH zu studieren? Oder möchtest du das Schnuppersemester besser kennenlernen und bei der Organisation mithelfen? Dann melde dich unter: schnuppersemester@vseth.ethz.ch.



Polykum

Das Polykum ist die Zeitschrift des Verbands der Studierenden an der ETH (VSETH). Neunmal jährlich berichten wir mit einer Auflage von rund 20 000 Exemplaren über Themen aus dem ETH- und Studentenleben.

PER SEPTEMBER ODER NACH VEREINBARUNG
ZUR VERSTÄRKUNG DES VSETH-VORSTANDS:

Vorstände gesucht

Du bist motiviert und dich interessieren die Abläufe im VSETH? Du möchtest dich aktiv engagieren und die Interessen der Studierenden gegenüber der ETH vertreten? Du möchtest riesige Feste organisieren und viele Studierende an deiner Party feiern sehen? Oder vielleicht bist du kreativ und gestaltest gerne? Du möchtest den Inhalt des Erstibags selbst bestimmen und vor allen anderen wissen, was drin ist? Egal ob parallel zum Studium oder Vollzeit, wenn du dich angesprochen fühlst, dann schreib uns ganz unverbindlich an hallo@vseth.ethz.ch.

Impressum

Herausgeber: VSETH, Verband der Studierenden an der ETH, Universitätsstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich, Telefon: 044 632 42 98, Mail: vseth@vseth.ethz.ch, Link: vseth.ethz.ch

Redaktion: Polykum, Zeitung des VSETH, Universitätsstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich
Telefon: 044 632 56 94
Mail: redaktion@polykum.ethz.ch
Link: www.polykum.ch

Redaktionsleitung: Julia Ramseier (jr)

Redaktion: Barbara Lussi (bl), Hannes Hübner (hh), Philipp Gautschi (pg), Shilpi Singh (si), Dominik Roth (dr), Manuel Meier (mm), Kanita Sabanovic (ks), Leif-Thore Deck (ltd), Nathalie Michèle Wehrli (nmw), die drei Sonderzeichen

Titel: Bilder: Chloe Si, Allef Vinicius

Lektorat: Barbara Lussi

Comic: Thom Grüninger

Layout & Gestaltung: Tessa Ruppert

Administration: Barbara Lussi, Telefon: 044 632 57 53, Mail: info@polykum.ethz.ch

Wettbewerbe und Verlosungen: Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Die Mitarbeiter und deren Partner sind von Wettbewerben und Verlosungen ausgeschlossen.

Adressänderungen: Adressänderungen müssen selbstständig unter www.adressen.ethz.ch vorgenommen werden. Sollte kein Postversand mehr erwünscht sein, kann dies ebenso unter www.adressen.ethz.ch angegeben werden (Versendungen > per Post an: keine Postzustellung).

Anzeigenmarketing: Haben Sie Interesse daran, im Polykum ein Inserat zu schalten? Kontaktieren Sie uns über info@polykum.ethz.ch – wir würden uns freuen, Sie im Heft zu haben!

Druck: Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Auflage: Druckauflage 19 721 Exemplare, Mitgliederauflage 19 441 Exemplare (WEMF bestätigt 2016). Das Polykum erscheint 9-mal jährlich.

Leserbriefe: Das Polykum-Team freut sich über Anregungen, Kritik und Lob. Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.
Mail: redaktion@polykum.ethz.ch

Wanted: Schreibtalente für die Polykum-Redaktion gesucht! Hast du bereits erste journalistische Erfahrungen gesammelt und möchtest du dein Taschengeld mit Schreiben aufbessern? Dann fehlst genau du in unserem kreativen Team! Bewerbungen an: julia.ramseier@polykum.ethz.ch

printed in
switzerland



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C012018

Wo immer du mit
deiner Bewerbung
landen möchtest.



Shirin S.
Bachelorstudentin D-BIOL

> www.eth-gethired.ch

ETH GET HIRED

The job platform for talent
made in Switzerland



aktuell im
vdf

Ludwig J. Bertele

Ein Pionier
der geometrischen Optik

Erhard Bertele



2017, 120 Seiten
zahlreiche Fotos/Abbildungen
farbig
Format 25 x 21 cm, gebunden
CHF 48.-, ISBN 978-3-7281-3816-3
auch als eBook erhältlich

Biografie eines ETH-Ehrendoktors

Dieses Buch erzählt die Lebensgeschichte eines aussergewöhnlich begabten Mannes, der als Autodidakt und Meister der Linsenkombinationen immer wieder wichtige Impulse in der Entwicklung der Optikforschung zu setzen vermochte.

Vor 100 Jahren begann der 16-jährige Ludwig J. Bertele in München eine Ausbildung zum Optikrechner. Mit gut 20 Jahren begeisterte er die Fachwelt mit einer neuartigen, erstaunlich leistungsfähigen Optikkonstruktion. Das lichtstarke, scharfzeichnende Objektiv ermöglichte es erstmals, ohne Blitzlicht und ohne Stativ in Innenräumen zu fotografieren. In der Folge wurde eine so ausgerüstete Kamera zur Basis des Erfolgs vieler prominenter Fotografen.

**25% Rabatt
für Studierende**

vdf Hochschulverlag AG
an der ETH Zürich
VOB D, Voltastrasse 24
CH-8092 Zürich
www.vdf.ch

Bestellungen unter:
verlag@vdf.ethz.ch
Tel. 044 632 42 42
Fax 044 632 12 32

Werdet die Helden des 2. Weltkrieges.
Bucht euer Abenteuer im einzigen
U-Boot der Stadt.

PolyPanic
Gutschein Code

**PANIC ROOM
GAMES**

10%
Rabatt

www.panicroomgames.ch

Löwenstrasse 67, 8001 Zürich



Living the ballet dream

To me, watching a ballet performance always feels like escaping reality: the audience murmuring softly, the opulently decorated room, and the solemn silence when the lights are dimmed are enough to put me into a state of excited anticipation. When the dancers start to move I am stunned by how skilfully they manage to carry so many emotions through their bodies and I start wondering what the life of a dancer might be like. When I met Meiri Maeda (MM) from the ›Ballet Zürich‹ and Cohen Aitchison-Dugas (CA) from ›Junior Ballett‹ they lifted the curtain to a life in ballet for me.

by Kanita Sabanovic

When did you have your first ballet lesson?

MM: I started ballet when I was three years old. My mom took me to a class, because she used to dance, too, and thought I might like it. At first, I just did it as a hobby.

CA: I started pretty late, I think that I was thirteen years old. I spent two years at the ballet school in Montreal (Canada), where I am from. I was not very serious about ballet at first.

Why did you decide to pursue a career in ballet?

MM: I couldn't quote an exact moment when that happened, it was more like a gradual process. I grew up in Osaka, Japan, and went to live alone in America. When I was in America, I did not really know what I was doing; I was really young and just went with it. I was about eleven years old and living there alone: my family stayed in Japan. But when I moved to Monte Carlo, the school was stricter, and I think that was when I realized I should probably take this more seriously if I wanted to continue.

CA: I was a gymnast before and went to competitions, which I liked doing, but it was not very fulfilling for me. A year after I had taken up dancing, we did a performance. I went on stage and I felt artistically fulfilled. I came off that stage and thought: »This is what I want to do«, I was maybe fourteen then.

Did you have any major setbacks throughout your dancing career? How do you deal with challenges when they arise?

MM: I was lucky in that I never had any big injuries. The biggest challenge was probably when I moved away from home in Japan to the United States. It was hard at first, but I learned to deal with it. My family was always supportive of me doing ballet, they let me do what I liked most. That helped a lot.

CA: I had to have a pretty big surgery early on. As I trained, I realized that I couldn't point my feet anymore and at some point, even walking was painful, so I had to have it done. In the process, I missed out on a whole year of training. It was hard, but that experience taught me how valuable dancing is for me. After I had the surgery, I knew that I had to take care of my body if I did not want to have to stop dancing.

Your physical fitness is key for this job. What about mental health? Do you have any habits to help you calm down before a show, or to get away from the stress of performing?

MM: Of course, you do a couple of things. For me, especially before the shows, I get very nervous. If that happens, I picture myself on stage, being... fabulous. That way, I get the confidence I need to go on stage.

CA: Before any premiere I need to spend time alone, so I go for a nice meal, drink some tea, do some breathing exercises. That way, I don't get too anxious, and once you've done that two or three times, it is easier to connect to that sensation that you need to go on stage. Starting a show really takes a lot of mental control, to be able to jump in and out of yourself and the character you portray on stage.

Typically, ballet is seen as more of a girly and easy sport. Did you experience any prejudice when you started dancing?

CA: Actually, there were never any big problems regarding that. Even when I first started out, in my ordinary high school, when I told my friends that I was going to ballet school, they were not bothered.

MM: There are usually a lot of girls who do ballet, especially at a younger age. Also when you go to auditions, there would be more girls. But I do not think that the prejudice is as bad as it used to be.

One hears there is a lot of competition in ballet. Do you feel constant pressure to always stand out and be in your best form?

CA: In the »Junior Ballet«, there is more of a need to present yourself, because you are still trying to get a contract. Once you get it, it is much easier, especially if you are in a smaller company where there is usually a community feeling. There are no negative vibes towards anyone; people work together.

MM: Yes, that is really unique here, in other companies the competition is much stronger. You still have to do well and keep up, but your director knows what you can and cannot do. On the other hand, if they notice you are not keeping up, you will be called in the office. In the end you are replaceable, and you are hired for a reason.

Ballet also has a reputation for being jealousy driven. Do you encounter it a lot?





DOSSIER



MM: You do see jealousy sometimes, but that is only normal. Fortunately I didn't have any bad experiences with things like bullying. But of course when everyone is working as hard as they can to get the best roles and one person just seems to get everything, that does fuel jealousy. You just have to learn to ignore that, and try to put all of your energy into the work. You have to get rid of the negative feelings, because they don't do you or anyone else any good. You sometimes hear those crazy stories from Russia, about glass in the girls shoes, or acid attacks, but I am happy that we do not have that, it is not the reality or the normal thing to happen.

CA: I think there was one instance in school back in Canada that girls found their pointe shoes in the toilet, but that was a one-off case. Other than that, I never really experienced any bullying. But I do think that there is always a bit of jealousy. You do still respect those people, and you want the best for them, but at the same time you are competing.

When you are on stage and dancing, what do you want to convey to the audience?

CA: It really depends on what you are dancing. Sometimes, it is not even a character, it is more of a mood. The audience notices a lot; they see what you are doing, and they feel what you feel. So if you feel nothing, and just fake it for the performance, they will not be able to connect.

Many classical pieces show a fantasy world and tell a fairy tale. The real world is not like that...

MM: I mean, ballet has traditionally always had the purpose to carry you into another world. A lot of that was telling stories and fairy tales, because that was what was available then. So that is our job, keeping these old stories and traditions up and giving them relevance for today.

CA: What is interesting is that the ballets of current choreographers, like those of our director Christian Spuck, are much more human and real than the old, traditional pieces. In ›Anna Karenina‹ for example,



Meiri Maeda
22, was born in Japan. She trained in ballet in Washington and Monte Carlo before joining the ›Junior Ballett‹. After two seasons, she joined the ›Ballett Zürich‹ this year.



Cohen Aitchison-Dugas,
19, was born in Canada and completed his training in Toronto and Montreal. He is in his first season with the ›Junior Ballett‹ in Zurich this year.



The ›Ballett Zürich‹ is Switzerland's largest professional ballet company. It has been led by its director Christian Spuck since 2012 and employs 36 dancers. They perform various classical and contemporary pieces in the opera house. The ›Junior Ballett‹ was founded in 2001 and employs 14 young dancers, who are in their transition to professional life. The ›Junior Ballett‹ can be seen on stage on its own as well as in cooperation with the ›Ballett Zürich‹. For more information: <https://www.opernhaus.ch/en/ensemble/ballett-zuerich/>

there is so many characters, and they all mean well with the actions they take, so it is a much more human experience. These new pieces are still story ballets but deal with real world problems, and that is really important for people to see.

The typical ballet visitor is probably more likely to be sixty than twenty years old. Why is that?

CA: I would imagine that it is the same for opera and classical music. I think that because it was part of their culture back then, it was just where you went for entertainment. Then pop culture arrived, and it was very entertaining – it still is. A lot of new things are happening. Today the question is: ›Why would you go to the ballet when you could go see a movie, listen to music, or just watch Netflix at home?‹

MM: I think that it is really important that young people give it a chance. A lot of double and triple bills are very interesting and ask important questions that everyone should think about. They are the product of many years of creative processes, and people should know about them.

CA: That is a really interesting facet of it, all the work that went into it. There was Balanchine, then Forsythe came along, then Godani; but if you are not from the ballet world, you don't really know that. That's where story ballets come in, because they can be compared to a movie and people can understand them better.

We live in a fast changing world, and ballet is a very traditional form of art. How do you see the balance between old and new evolving in your art?

MM: I personally used to have a preference for classic pieces when I was younger, but now that I am with this company it has changed a little. We do a lot of contemporary stuff and I have come to like it.

CA: I think both should be equally important. There are a lot of choreographers who are trying to integrate new technology into their work in different forms. It is just a sign, that ballet, like everything else, is changing.

Es summt und brummt im Bienenhaus

Die ganze Bienenwelt wird geplagt von virenübertragenden Milben, nervenlähmenden Pestiziden und einengenden Monokulturen. Die ganze Bienenwelt? Nein. Ein unbeugsames Start-up leistet dem Bienensterben innovativ Widerstand.

von Dominik Roth

Pausenlos fliegen Bienen bei der unscheinbaren Holzkiste, die in der Sonne hängt, ein und aus. Zielstrebig steuern sie Blüten an, um nach Nektar zu suchen und gleichzeitig Pollen zu verteilen. Zwischendurch sind sie auch mit dem Erdreich beschäftigt, wo sie kleine Klumpen Lehm abtragen und in ihr Zuhause bringen. Nie ruhen die emsigen Bienen, den ganzen Tag schwirren sie durch die Luft und verrichten ihre Arbeit.

Leere Bienenstöcke, leere Teller

Etwa ein Drittel unserer Nutzpflanzen wird von Bienen bestäubt, für viele Pflanzenarten ist die Insektenbestäubung Pflicht. Auf unseren Tellern würde es langweilig aussehen, hätten wir keine Bienen; von wirtschaftlichen und indirekten ökologischen Folgen ganz abgesehen. Umso beunruhigender die anhaltende Diskussion über das Bienensterben: Seit einigen Jahren kursieren Meldungen von dezimierten oder komplett ausgelöschten Bienenvölkern. Die Ursachen dieser bedrohlichen Situation sind vielseitig und nicht abschliessend geklärt.

Ein Grossteil geht auf die moderne Landwirtschaft zurück: Monokulturen bieten Bienen, wenn überhaupt, nur einseitige Ernährung. Eingesetzte Pestizide greifen das zentrale Nervensystem der Bienen an: Sie verlieren ihren Orientierungssinn, finden nicht mehr zurück zum Nest und Fortpflan-



zung wie Lebensdauer leiden. Wegen der Reduktion von landwirtschaftlicher Nutzfläche verlieren Bienen ihren Lebensraum. Bienenvölker, die zwecks Bestäubung von einer Monokultur zur nächsten gefahren werden, leiden unter immensem Stress und ihr Immunsystem wird weiter geschwächt. Aber auch Krankheitserreger machen der Biene zu schaffen: Die ursprünglich von Asien nach Europa eingeschleppte Varroa-Milbe ist der bekannteste Bientöter. Die ein bis zwei Millimeter grosse Milbe ernährt sich vom Blut der Bienen und überträgt beim Beissen gefährliche Viren. Schliesslich hat auch der Klimawandel seine Finger im Spiel: Frühzeitige Blütenphasen, längere Wärmeperioden im Winter und abrupte Temperaturschwankungen zehren an den Kräften der Insekten.

Lösung in Sicht?

Das globale Bienensterben wird aus einer Kombination der erwähnten Faktoren zustande kommen. Die gute Nachricht ist, dass nicht alle Bienen gleichermassen betroffen sind. Wenn der Volksmund »Biene« sagt, dann denkt er an Honigbienen, die in Schwärmen mit Arbeiterinnen und Königin leben und Honig produzieren. Daneben gibt es aber viele weitere Bienenarten, unter ihnen unzählige Wildbienen. Diese leben solitär, kennen

keine Wachswaben und auch keinen Honig. Wildbienen sind für etwa zwei Drittel der Bestäubungsarbeit verantwortlich, werden von Bauern sogar als fleissiger gelobt, da sie ihre Arbeit auch bei niedrigeren Temperaturen und schwachem Regen erledigen.

Aber auch sie sind in ihrem Bestand bedroht: Vor allem die Intensivierung der Landwirtschaft und Zersiedelung machen ihnen zu schaffen. Von gut sechshundert Arten in der Schweiz wird etwa die Hälfte als gefährdet eingestuft. Einen entscheidenden Vorteil haben die Wildbienen insofern, als dass sie kaum von der Varroa-Milbe befallen werden. Gute Gründe, die Verwandten der Honigbiene einmal genauer unter die Lupe zu nehmen!

Wildbiene

Wildbienen benötigen ein spezifisches Blütenangebot und geeignete Nistplätze, um überleben zu können. Sie kennen keine Königin, nach der Paarung baut jedes Weibchen ein eigenes Nest. Den Männchen bleibt als einzige Freude das Befruchten: Mit zwei bis drei Wochen leben sie nur halb so lange wie die Weibchen.

Bei den Mauerbienen, einer Wildbienenart, besteht ein Nest aus mehreren Brutzellen, in welche das Weibchen befruchtete Eier legt. Dazu kommen Pollen und Nektar als Proviant. Schliesslich werden die Brutzellen mit Lehm verschlossen, nur der äusserste Platz bleibt leer. So verhindern die Mauerbienen, dass ihre Nachkommen gefiederten Eindringlingen zum Opfer fallen. Aus den Eiern schlüpfen Larven, die sich nach Stärkung mit Nektar und Pollen verpuppen und schon im Spätsommer die Metamorphose zur Biene abschliessen. Die voll entwickelten Mauerbienen überwintern in einem ledrigen Kokon und schlüpfen im Frühling, ein neuer Zyklus beginnt!

...und Partner

Vielleicht werden Wildbienen in Zukunft noch wichtiger, ein Spin-off der ETH zumindest hat Grosses mit ihnen vor. Mit Hilfe von selbst fabrizierten Bienenhäusern will »Wildbiene + Partner« die heile Bienenwelt wieder ein bisschen aufbauen. Das Unternehmen bietet seinen Kunden hölzerne Bienenhäuschen an. Jeden Frühling kriegt der Käufer eine Startpopulation von 25 Mauerbienenkokons, die er in sein Häuschen gibt. Die Bienen schlüpfen, bestäuben Pflanzen



in der Umgebung und legen Eier. Gegen Ende des Sommers kann der Innenteil des Bienenhauses dem Produzenten zugesandt werden, welcher diesen säubert und die Wildbienen von Parasiten befreit. Dies geschieht ohne Chemikalien, in mühseliger Handarbeit. Der Parasitenbefall wird ausgewertet und die Kunden können die Daten im Netz einsehen. Nach der Säuberung werden die Bienenhäuser den Kunden zurückgeschickt, die Bienenkokons aber bleiben und werden in einen fachgerechten Winterschlaf überführt. Das bedeutet, dass die Kokons bei konstanter Temperatur gelagert werden. Im nächsten Frühling werden erneut Startpopulationen verschickt und es kann wieder losgehen!

- 1 Mauerbienen bei der Paarung
- 2 Mauerbiene (osmia) mit Lehm
- 3 BeeParadise ETH
- 4 BeeHome Observer an Holzwand

Effiziente Erntehelfer

Aber das ist noch nicht alles: Ein Teil der vermehrten Mauerbienen wird Obstbauern als Bestäubungshilfe angeboten. So werden in Plantagen grosse Niststände installiert, von wo aus die Bienen ihre Arbeit erledigen. Bis zu vierzig Prozent höhere Erträge und eine gesteigerte Fruchtqualität können durch die Bestäubung mit Wildbienen erreicht werden!

Auch geschäftlich ist das ein interessantes Modell: Zwei zahlende Kundengruppen werden bedient, die Allgemeinheit darf sich an schönen Wildblumen erfreuen, und wem das immer noch nicht genug heile Welt ist, dem sei gesagt, dass die Bienenhäuser in geschützten Werkstätten produziert werden. Da scheinen Milben, Monokulturen und Pestizide in ganz weite Ferne zu rücken!





Das 2013 gegründete ETH-Spin-off »Wildbiene + Partner AG« hat es sich zum Ziel gesetzt, Bestäubungsgänge durch den Wegfall von Honigbienenpopulationen mit Wildbienen auszugleichen. Das Unternehmen beschäftigt heute zehn Mitarbeiter und wird unter anderem vom WWF unterstützt. Auch wenn die Flugzeit der Mauerbienen dieses Jahr schon begonnen hat: Es besteht die Chance, dass im Sommer andere Wildbienenarten ins Bienenhäuschen einziehen. Für nächsten Frühling sollte man die Wildbienen auf jeden Fall im Hinterkopf behalten!
www.wildbieneundpartner.ch



DOSSIER



Heile, heile Bergwelt?



In einem Sport, wo ein einziger Fehltritt fatale Folgen haben kann, ist eine realistische Risikowahrnehmung überlebenswichtig – doch genau damit haben viele Bergsteiger Mühe.

von Manuel Meier

Es gehört zur Faszination des Bergsteigens, dass Touren nie komplett im Voraus geplant werden können. Verhältnisse und die eigene Verfassung erfordern stetige Neubeurteilung. Da Fehler fatale Folgen haben können, ist es unerlässlich, in kritischen Situationen die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Genauso wichtig wie gute Vorbereitung vor der Tour ist es daher, sich danach zu überlegen, was richtig und was falsch gemacht wurde, um allfällige Fehler in Zukunft zu vermeiden. Diese Art von Selbstreflexion lassen allerdings viele Hobby-Alpinisten vermissen.

Nicht wenige Freizeitsportler gehen nach dem Motto zu Berg: »Solange nichts passiert, habe ich alles richtig gemacht.« So werden Touren, auf denen der Alpinist Fehler beging, welche aber ohne Konsequenzen blieben, als Erfolg gewertet. Dieser Fehlschluss führt zu einer verzerrten Wahrnehmung der eigenen Fähigkeiten und der vorhandenen Risiken.

Nachmittags auf dem Gletscher

Vor einem Jahr kreuzte ich im Abstieg vom Dom (4 545 m) auf etwa halber Strecke eine Familie, die sich völlig entkräftet den Berg hochschleppte. Später kehrte die Seilschaft erst nach 18 Uhr vom Gletscher zurück – statt der geplanten neun hatte die Tour ganze fünfzehn Stunden gedauert. Obwohl Gletscherbegehungen an Sommernachmittagen sehr gefährlich sind, erzählte mir der Vater beim anschliessenden Nachtessen in der Berghütte begeistert und ohne Fehlerbewusstsein von der Tour, die für ihn ein Erfolg war und die Vermutung nahelegt, dass er sich bald anspruchsvolleren Gipfelzielen zuwenden wird. Ausfällig äusserte sich der Familienvater dagegen über andere Bergsteiger, die den Berg »hochrennen« würden.

Dass viele Bergsteiger den Schwierigkeitsgrad ihrer Touren schneller steigern, als die eigenen Fähigkeiten es zulassen, führt laut SAC-Unfallstatistiken dazu, dass erfahrene Bergsteiger ein höheres Unfallrisiko haben als Neulinge.

Doch die Familie am Dom ist in bester Gesellschaft, wenn es darum geht, das eigene Können falsch einzuschätzen. Letzten Oktober übernachteten ein Kollege und ich im Winter-Schutzraum einer anderen Berghütte, als wir in der Dämmerung ein Licht in einer nahegelegenen Felswand bemerkten. Nach langen Diskussionen stiegen wir selbst in die Wand und erreichten gegen Mitternacht zwei völlig überforderte Bergsteiger, die im Licht ihrer Smartphones versuchten abzuseilen und dabei kaum in der Lage waren, eine Abseil-



stelle einzurichten. Die beiden waren zwar dankbar für die mitgebrachte Verpflegung und die Hilfe beim Abseilen, zeigten aber wenig Einsicht, dass sie die Situation völlig falsch eingeschätzt hatten, als sie erst am Nachmittag in die Wand eingestiegen waren.

Unsichtbare Lawinengefahr

Noch heimtückischer ist das Risikomanagement bei Skitouren im Winter. Kurz nach Schneefall sind die verlockendsten Hänge meist auch die gefährlichsten und nach einem langen Aufstieg ist die Versuchung gross, sich trotz Lawinengefahr mit der bestmöglichen Abfahrt zu belohnen. Um Fehlentscheidungen vorzubeugen, gibt es ein bekanntes System nach Ampelprinzip, mit dem aus Lawinen-Gefahrenstufe und Hangneigung bestimmt werden kann, ob eine Befahrung möglich (grün), riskant (orange) oder nicht empfehlenswert (rot) ist. Dennoch ist es so, dass sich viele Skitouren-gänger nicht an diese Grundregeln halten und sich bestätigt fühlen, wenn bei einer riskanten Abfahrt nichts passiert. Durch wiederholtes Handeln nach diesem Muster verliert man die Sensibilität für Lawinengefahr. Doch diese Sensibilität ist eminent wichtig, zumal es viel Mut braucht, in einer Skitourengruppe der Spielverderber zu sein, der eine vermeintlich schöne Abfahrt auslassen will. Im Februar 2015 wurde dies einer SAC-Skitourengruppe aus dem Aargau zum Verhängnis: Beim Befahren eines eher steilen Hanges am Vilan (GR) löste sich eine Lawine und verschüttete acht Teilnehmer, fünf davon starben. Pikant: Im Hang waren bereits Spuren vorhanden – es waren gleichentags bereits Personen dort abgefahren.

Nicht nur in den Medien, sondern auch in Bergsteiger-Kreisen wurde der erfahrene Tourenleiter der Gruppe massiv kritisiert, weil er bei kritischer Lawinen-Situation in den Hang eingefahren war. Dass viele der Kritiker in der Situation wohl gleich gehandelt hätten, geht dabei unter. In der Szene

haben nicht wenige das Gefühl, dass nur andere Leute Fehler machen und man selbst höchstens ein nicht beeinflussbares Restrisiko trägt.

Während dies zuvorderst wohl eine Art psychischen Selbstschutzes ist, führt es bisweilen auch zu beratungsresistenter Haltung. Äussert man in den Bergen konstruktive Kritik an einem Bergsteiger, wird man oft ignoriert oder erntet den Hinweis, man solle sich um seinen eigenen Kram kümmern.

Erstrebenswerte Selbstreflexion

Als im April Ueli Steck am Nuptse tödlich verunglückte, gab in den Kommentarspalten von Schweizer Online-Portalen jeder, der schon einmal Wanderschuhe an den Füessen hatte, seine Expertise zum Ereignis ab. Die Leser von *20min*, *Blick* und Co. echauffierten sich teilweise derart geschmacklos über Stecks »Grössenwahn« und seine »völlig verzogene Risiko-Wahrnehmung«, dass mehrere Portale die Kommentar-Funktion deaktivierten.

Dabei ist Risikobewusstsein ein Charakterzug, der Steck sicherlich ausgezeichnet hatte. Er, der mehrfach hautnah mit dem Tod anderer Bergsportler konfrontiert war, wusste sehr genau, dass in den Bergen niemand unsterblich ist. Selbst nach der Solo-Begehung der Annapurna-Südwand, für die er mit dem »Piolet d'Or« ausgezeichnet wurde, gestand er öffentlich ein, bei der Begehung zu grosse Risiken eingegangen zu sein – man stelle sich einen Schauspieler vor, der einen Oscar gewinnt und anschliessend bekannt gibt, es sei ein Fehler gewesen, diese Rolle zu spielen! Von dieser Art Selbstreflexion könnten sich viele Bergsteiger eine Scheibe abschneiden. Dass Steck nun auf einer verhältnismässig einfachen Route ums Leben gekommen ist, tut diesem Argument keinen Abbruch, sondern untermauert die Einsicht, dass in den Bergen so etwas wie eine gefahrlose, heile Welt nicht existiert.

Anm. der Red.: Die im Artikel geäusserten Ansichten bilden nicht unbedingt die Meinung der Redaktion ab.



DOSSIER

Vom Iran in die Schweiz

Die Geschichte einer Flüchtlingsfamilie

In den letzten Jahren gab es kaum ein grösseres Problem für die Europapolitik als die Flüchtlingskrise. In der Hoffnung auf ein Leben in einer heile(re)n Welt verlassen Tausende ihr altes Zuhause. Die schiere Masse an Menschen lässt es kaum zu, jede einzelne, oft tragische Geschichte wahrzunehmen. Umso wichtiger, sie trotzdem zu erzählen – etwa die von Familie Rahmani.

Text von Kanita Sabanovic, Bilder von Hannes Hübner

Das Haus, in dem ich Familie Rahmani besuche, ist alt, doch die Wohnung der Familie wirkt hell und ruhig. Ayesha, die Mutter, begrüsst mich herzlich, sofort kriege ich Tee. Während ihre Töchter in ihrem Zimmer spielen, beginnt Ayesha, ihre Geschichte zu erzählen, zögernd zuerst, doch dann kommen die Worte immer schneller.

Ayeshas Reise begann, noch bevor sie geboren war. Weil ihr Vater verfolgt wurde, musste die Familie aus Afghanistan in den Iran flüchten. Als sie ins Teenageralter kam, verlor sie ihren Vater bei einem Anschlag. »Ich habe fünf Brüder, sie haben mich aber nie als Schwester behandelt. Ich musste für sie putzen, sie schlugen mich und liessen mich nicht aus dem Haus«, erzählt sie. Kaum volljährig, akzeptiert Ayesha einen Heiratsantrag von ihrem Nachbarn Bahram, nur um dem häuslichen Martyrium zu entfliehen. Die beiden tauchen nach Teheran ab und leben für ein Jahr zwar in Armut, aber glücklich. Ayesha wird schwanger und wird mit 19 zum ersten Mal Mutter. »Ich war überglücklich, dachte, ich hätte endlich meinen Frieden gefunden«, erzählt sie. Doch das sollte sich schnell ändern.

Lebensperspektive: Leid

Nach fast zwei Jahren in Teheran geschieht es: Ihre Brüder suchen Ayesha auf und drohen ihrer



kleinen Familie mit dem Tod, weil sie ihre Ehre verletzt habe. Bahram überredet Ayesha zur Flucht zu seiner Familie nach Afghanistan, 2000 Kilometer, die sie grösstenteils zu Fuss zurücklegen müssen. Doch Ayeshas Lebensbedingungen verschlechtern sich weiter, sie wird schnell zum Dienstmädchen der Schwiegerfamilie: »Man erwartete zwei Dinge von mir: folgsam zu sein und

einen Sohn zu gebären.« Obwohl sich Ayesha wehrte, wurde sie mit 22 Jahren bereits zum zweiten, mit 24 Jahren zum dritten Mal schwanger. Beide Kinder sind Mädchen, die Beziehung zu Bahram wird mehr und mehr missbräuchlich. Auch Schwiegermutter und Schwägerinnen wollen Ayesha nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Um sie herum herrschen derweil Konflikte, immer wieder fallen Bomben. Bahrams Familie beschliesst, in die Türkei zu flüchten, Ayesha bleibt nichts anderes übrig, als sich mit einer sieben- und einer fünfjährigen Tochter sowie dem acht Monate alten Baby erneut auf den Weg zu machen. Diese Reise sei die schlimmste von allen gewesen. »Wir mussten meistens laufen, ohne Pausen und nur nachts, da das Militär und die Polizei überall waren«, erzählt sie. Unterwegs hat Ayesha mit panischen Zuständen und Depression zu kämpfen, nur ihre Kinder lassen sie weitermachen. Schliesslich schaffen sie es alle bis nach Griechenland.

Das Leben da läuft anders als in Afghanistan. Während Ayesha in einem Hotel arbeiten muss, kommt Bahram nur noch betrunken und immer öfter unter Drogeneinfluss nach Hause. Auf Druck der Schwiegermutter wird Ayesha ein viertes Mal schwanger, wieder gibt es eine Tochter. Bahrams Gewalttätigkeit nimmt zu, einmal greift er Ayesha mit einem Küchenmesser an. Nach einer Woche Intensivpflege ermöglicht ihr ein Arzt im Spital die Flucht. Das Untertauchen gelingt, Ayesha und ihre vier Töchter werden in Frauenhäusern untergebracht.

Über die Balkanroute in den Westen

Doch bald kommen massenweise Flüchtlinge in Griechenland an, das dortige Asylwesen ist komplett überlastet. Als das Frauenhaus wegen Geldmangel geschlossen wird, werden alle fünf Frauen über den Winter zu Obdachlosen. Zu dieser Zeit reicht es Ayesha endgültig; sie will die Vergangen-

heit vergessen, möchte den Mädchen Zugang zu Bildung ermöglichen. Über Monate hat sie Geld zusammengespart, ein Schlepper führt sie und ihre Töchter über die Balkanroute in den Westen, bis sie an der Schweizer Grenze aufgefangen werden. Nach monatelanger Unsicherheit in puncto Aufenthaltsbewilligung können die fünf nun vorerst hier bleiben. Die Mädchen reden alle schon Deutsch, auch Ayesha lernt es langsam. »Ich bin froh, dass meine Töchter zur Schule gehen können, und hoffe, dass sie ihr Leben nicht wie ich verbringen müssen«, meint Ayesha. Für sich selber wünscht sie sich nur eins: ein Leben in Frieden.

Anm. d. Red.: Die aufgeführten Namen sind zum Schutz der Privatsphäre der Familie geändert. Die Redaktion möchte zudem darauf hinweisen, dass die von A. Rahmani übermittelte Lebensgeschichte faktisch nicht überprüfbar ist und dass sich die Redaktion mit der Publikation des Artikels jeglicher politischer Meinungsäußerung enthalten möchte.





Ausbrechen in die heile Welt?

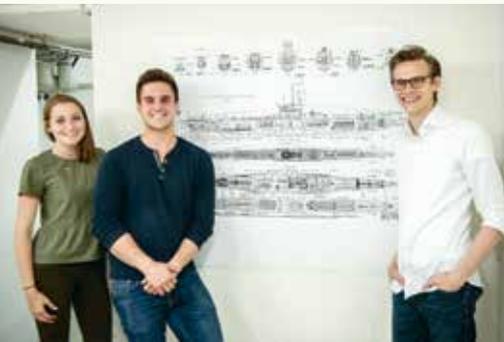
Seit etwa drei Jahren sind *Escape Rooms* in der Schweiz Trend: ein Spiel mit Realitätsflucht der besonderen Art, das immer beliebter wird. Warum? Unser Autor hat es ausprobiert.

Text von Leif-Thore Deck, Bilder von Hannes Hübner

Bei *Escape Rooms* – das gleich vorweg – wird man nicht für eine bestimmte Zeit in einen Raum eingeschlossen, ohne dass man ihn verlassen kann. Auch geht es keineswegs immer darum auszubrechen. Vielmehr handelt es sich um Räume beziehungsweise Spielwelten, die einer historischen oder fantastischen Gegebenheit nachgebaut sind. Das reicht von einer ägyptischen Pyramide über mittelalterliche Burgen bis hin zu Gefängnissen. Die Räume ermöglichen den Spielern, sich in eine fremde Rolle hineinzuversetzen und innerhalb von meist sechzig Minuten bestimmte Aufgaben zu erfüllen bzw. Rätsel zu lösen. Bei den ersten Anbietern standen noch Räume im Vordergrund, aus denen man durch das Lösen von Rätseln ausbrechen musste, daher der Name. Doch inzwischen gibt es auch deutlich komplexere Szenarien. Ich habe mich für die »Panic Room Games« entschieden, da die Mission dort am spannendsten klang: innerhalb von sechzig Minuten in ein versunkenes U-Boot aus dem Zweiten Weltkrieg eindringen und eine Enigma-Maschine inklusive Codebüchern stehlen. Cool!

Vom Kampf gegen die Zeit

Nach einer kurzen Einweisung war es dann auch schon so weit: Wir kamen zunächst in einen kleinen Raum, der einer Tauchkapsel nachempfunden war, die den langsamen Abstieg zum U-Boot simulierte. Durch eine dicke Metalltür stiessen wir dann ins U-Boot vor: Nur mit Taschenlampen und Werkzeugkasten kamen wir in einen kleinen Raum voller Rohre, altertümlicher Elektronik und verschlossener Türen. Hier warteten schon die ersten Rätsel und nach wenigen Minuten erreichten wir einen neuen Gang, der uns schliesslich auf die Kommandobrücke des Bootes führen sollte. Mit Hilfe einer Batterie konnten wir dort sogar das Licht im U-Boot anschalten und uns endlich besser umsehen. Die Kulisse war wirklich bemerkenswert realistisch und aufwendig verarbeitet, sodass man schnell Zeit und Alltag vergass und sich nur noch auf das Spiel konzentrierte. Nach vielen weiteren Rätseln und dem Durchstöbern von Logbüchern, Funksprüchen und Mannschaftslisten konnten wir endlich das verborgene Codebuch finden und die Mission gerade noch rechtzeitig beenden – und das in stolzen 59 Minuten!



Die Geschäftsführer der »Panic Room Games«: Roland Arato (m.) mit Marketa Zahorikova und Mathis Woesthoff.

Escape Games – eine Mischung aus Videospielen und Geocaching?

Schon früher habe ich in Deutschland mehrere Escape Rooms besucht, daher kenne ich die wesentlichen Abläufe dieser

Spiele. Doch in den letzten Jahren nahm die Zahl neuer Anbieter stetig zu. Warum ist das so? Tatsächlich gibt es Escape Games schon ziemlich lange – und zwar als Videospiele. Seit mehreren Jahrzehnten kann man in diesen aus Gefängnissen oder Festungen ausbrechen und die Protagonisten in die Freiheit führen. Die ersten Escape Rooms sind vor über zehn Jahren in Japan entstanden und haben 2011 in Europa, vor allem in Budapest, erste Nachahmer gefunden. Roland Arato, Geschäftsführer der »Panic Room Games« und selbst auch in Ungarn aufgewachsen, erzählt gerne von den zahlreichen und kreativen Anbietern, die es dort gibt. Leider boten ihm die meisten hiesigen Räume keinen adäquaten Unterhaltungswert: »Die meisten Anbieter in der Schweiz haben gewöhnliche Wohnräume mit eher zufälligen Rätseln, aus denen man ausbrechen muss. Dabei ist es doch vor allem wichtig, die Spieler durch ein gut geschriebenes und realistisches Szenario zu fesseln.« Daher hat er sich mit zwei Kommilitonen dazu entschlossen, einen eigenen Raum zu bauen und dafür ein Start-up zu gründen.

Doch nicht nur mit Videospielen haben Escape Rooms Gemeinsamkeiten. Wer schon einmal Geocaching oder Foxtrails betrieben hat, fühlt sich sicher auch an deren Spielprinzip erinnert. Vielleicht liegt gerade hierin auch der grosse Erfolg, den die Escape Rooms zurzeit feiern: dass sie eben nicht nur Studenten und Videospiele ansprechen, sondern auch Outdoor-Aktivisten und Sportler.

Freizeitpass nicht nur für Studierende

Da stellt sich die Frage, welche Zielgruppen nun genau bedient werden. Laut Arato stammt die Kundschaft aus allen Schichten und Altersklassen, sie reicht von Studierenden über Touristen und Paare bis hin zu Firmen auf Teambuilding-Events. Tatsächlich sind Escape Rooms eine gute Freizeitalternative zu klassischen Indoor-Aktivitäten wie Bowling oder Kino. Da die meisten Räume auch mit grösseren Gruppen von bis zu fünf bis sechs Leuten gespielt werden können, sollte ein Spiel auch preislich im Rahmen liegen. Ein Raum kostet bei den meisten Anbietern etwa 100 CHF. Allerdings dürften die Räume mit mehr Personen recht schnell eng werden – Klaustrophobiker sollten vielleicht vorsichtig sein. Die ideale Gruppengrösse liegt laut den Empfehlungen vieler Anbieter bei drei bis vier

Personen, da so noch immer alle Spieler aktiv mitwirken können und keine Untergruppen entstehen.

Von der Kunst des Räumbauens

Doch wie entstehen diese Räume eigentlich? Das U-Boot beispielsweise ist vollständig Marke Eigenbau: In vier Monaten wurde es mühevoll von den drei Inhabern zusammengebaut, als Vorlage diente die Filmkulisse des Klassikers »Das Boot« in den *Bavaria Filmstudios* in München. Die Rätsel wurden im Detail so justiert, dass sie Spannung bieten und dennoch zu meistern sind. Doch was ist, wenn eine Gruppe mal nicht weiter weiss? »Dann kann man mit einem Telefon anrufen und um einen Hinweis bitten«, sagt Arato mit einem Schmunzeln. Tatsächlich lösen die meisten Spieler die Rätsel (zumindest mit Hinweisen) innerhalb einer Stunde, der Rekord liegt bei 43 Minuten. Letztlich wären zu viele verlorene Spiele auch nicht im Sinne eines Escape Rooms, da Abenteuerstimmung vor allem aufkommt, wenn man die gestellten Rätsel auch lösen kann. Wer eine halbe Stunde vor einem Tresor sitzt und ihn nicht öffnen kann, ist früher oder später frustriert.

Unterhaltung der Zukunft

In den letzten Jahren haben zahlreiche Anbieter neue Räume eröffnet, die Branche expandiert stark. Alleine in Zürich gibt es inzwischen sechs Anbieter. Auch die »Panic Room Games« arbeiten derzeit an einem zweiten Raum, der noch diesen Sommer eröffnen soll. Wer weiss, vielleicht werden sich Escape Games mit der Zeit als fester Bestandteil der Unterhaltungsbranche etablieren. Doch für den einzelnen Anbieter ist es schwierig, meint Arato: »Jeder Raum hat eine begrenzte Lebensdauer, weil jeder Kunde ihn nur einmal spielen kann, und irgendwann hat ihn die gesamte Kernzielgruppe besucht.« So soll auch das Wrack nicht mehr als drei Jahre bespielbar sein – neue Ideen für den dann nachfolgenden Raum hat Arato schon. Die einzigen Grenzen, die der Kreativität gesetzt sind, seien der zur Verfügung stehende Raum und die gebäuderechtlichen Vorgaben der Stadt Zürich, so der Geschäftsführer der »Panic Room Games«, darauf anspielend, dass die gesetzlichen Rahmenbedingungen für Escape Rooms noch immer sehr schwierig sind und viele Hürden aufweisen. Dennoch ist er davon überzeugt, dass sich die Räume immer weiterentwickeln werden und kein kurzer Hype bleiben. Ich freue mich darauf!

Panic Room Games
Löwenstrasse 67, 8001 Zürich
www.panicroomgames.ch



USA, 2017

Get out

»Get out!« – ein gut gemeinter Ratschlag, welcher berücksichtigt werden sollte, so lange es noch möglich ist.

von Nathalie Michèle Wehrli

EXTRAS

Das erste Kennenlernen der potenziellen Schwiegereltern – für Chris Washington nicht der erste Anlass zur Sorge: Er ist nicht nur der erste schwarze Freund von Rose Armitage, ausgerechnet an diesem Wochenende findet auch das alljährliche Familientreffen zu Ehren des verstorbenen Grossvaters Roman auf dem Familienanwesen statt, totes Reh inklusive. Dass Chris daraufhin anfängt, den Grund seines Besuchs zu hinterfragen und die Fakten zu prüfen – verständlich.

Holpriger Horror oder Psychothriller?

Zwar wird der Film auf *imdb* und *Rotten Tomatoes* unter »Horror« eingestuft, doch kann man dieser Einteilung kaum zustimmen. Rose auf grosser Leinwand dabei beobachten zu müssen, wie sie sich einzelne Froot Loops in den Mund schiebt, nur um diese danach mit kleinen Schlucken Milch – aus einem separaten Glas und mit Strohhalm, versteht sich – runterzuspülen, ist meiner Meinung nach der verstörendste Moment im ganzen Film.

Der Regisseur Jordan Peele legt uns stattdessen das Genre »Social Thriller« nahe, und tatsächlich wird der Film dieser Bezeichnung durchaus gerecht. Entstanden ist das Drehbuch während Obamas erster Amtsperiode und es eröffnet auch gleich die Diskussion zur Frage, ob wir wirklich bereits in einer »post-racial world« leben. Denn die Hautfarbe des jungen Afroamerikaners Chris ist

keinesfalls bloss eine Nebensache, sondern von Anfang an Blickfang, der ihm noch früh genug zum Verhängnis werden soll. Kaum eine Unterhaltung im Film scheint es sich *nicht* zum Ziel gesetzt zu haben, diesen Unterschied mit Nachdruck zu betonen und damit zu zeigen, dass wir vielerorts noch nicht dort angekommen sind, wo ein Mensch nicht seine Hautfarbe, sondern in erster Linie sich selbst repräsentiert. Dazu muss gesagt werden, dass »Get Out!« zwar im konservativen Alabama gefilmt wurde, jedoch in einem nördlichen, demokratisch orientierten Staat spielen soll.

Doch geht es hier tatsächlich um Rassismus im primären, negativen Sinne und nicht eher um eine Art Faszination für das Exotische? Roses Vater Dean kann seine Weltoffenheit nicht oft genug erwähnen, schliesslich hätte er, wenn er könnte, Obama ein drittes Mal gewählt. »Black is in fashion«, lässt ein Partygast verlauten, und gleichzeitig lenkt ein ungleiches Paar Chris' Aufmerksamkeit auf sich. Denn was hat es eigentlich mit den anderen Afroamerikanern auf dem Anwesen auf sich – und was ist der Grund für deren merkwürdiges Verhalten?

»A mind is a terrible thing to waste«

»Get Out!« arbeitet mit Elementen des Psychothrillers und wirft Fragen nach dem freien Willen und der Privatsphäre auf, denn mehr als einmal landet Chris gegen seinen Willen im »Sunken Place«. Ungewohnt, aber nicht unpassend präsentiert sich das Einfügen des Genres »Comedy« mit der Figur von Chris' bestem Freund Rod. Der TSA-Agent spricht aus, was das Publikum denkt, und sorgt damit für so einige Lacher. Ein Thriller, der sich nicht immer ganz so ernst nimmt – warum nicht?

Nicht unerwähnt bleiben dürfen die musikalische Untermalung und das Sounddesign des Films, die es nicht nur schaffen, die Spannung des Publikums auf ein Maximum zu bringen, sondern auch willkommene Kontraste zum Bild erzeugen und damit für noch mehr Aufregung und in gleichem Masse Irritation sorgen. Wer nun wissen möchte, was es mit dem »Sunken Place« auf sich hat, dem sei ein Besuch im Kino wärmstens empfohlen.

Musiktip

NEUER WAHNSINN NACH 17 JAHREN

AT THE DRIVE-IN – IN.TER A.L.I.A

VON PHILIPP GAUTSCHI



EXTRAS



Wer um die Jahrtausendwende pubertierte und sich im Ansatz für alternative Musik interessierte, konnte dem Album »Relationship of Command« (2000) von *At the Drive-in* unmöglich ausweichen: Das 1994 gegründete Post-Hardcore-Projekt beziehungsweise oben genanntes Album der seit Jahrzehnten zwischen Genie und Wahnsinn taumelnden Herren Cedric Bixler-Zavala und Omar Rodriguez-Lopez ist in Sachen Druck, Intensität und Nachhaltigkeit vergleichbar relevant wie »The Shape of Punk to Come« der schwedischen Band *Refused*.

Nachdem sich *At the Drive-in* 2001 auflösten (Bixler und Rodriguez trennen sich ca. im Zwei-Jahres-Takt, um dann wieder zueinanderzufinden und neuen Wahnsinn zu komponieren), liegt nun das vierte Album vor. »In.ter a.li.a« ist kein neuer Meilenstein, die siebzehnjährige (!) Pause merkt man den Texanern jedoch kaum an. *At the Drive-in* liefern den bekannten, auf ganz eigene Art und Weise eingängigen Vollgas-Rock beziehungsweise eine wunderbare Vertonung von ADHS. Einprägsame Melodien treffen auf rasante Riffs und treibende Drums. Die eher kurz gehaltenen Songs lassen kaum Zeit, zwischendurch Luft zu holen; das gewohnt komplexe, schnelle, trotzdem souverän auf den Punkt gebrachte Spiel löst nicht nur angenehme Erinnerungen an wirre Jugendjahre aus, sondern versetzt auch Ü30er in eigenwillige Euphorie. Dass *At the Drive-in* live nach wie vor zum Grossartigsten gehören, was man sich antun kann, bewiesen sie im Rahmen einer Tour 2016 in Lausanne eindrücklich. Wer Rockmusik gerne ekstatisch, wütend und verschwitzt erlebt, kann mit diesem Album keinen Fehler begehen.

Glasgow-Kolumne

Shilpi Singh

Endspurt

Noch immer arbeite ich motiviert an meiner Masterarbeit: Meine Methode funktioniert, eher als ich erwartet hatte, und muss nur noch ein bisschen feingeschliffen werden, bevor es zur nächsten Stufe der Analyse geht. Es ist schon ein komisches Gefühl, wenn man plötzlich zehn Gramm einer rezenten, reinen Droge in die Hand gedrückt bekommt, um diese zu analysieren. Natürlich wird jedes Gramm sehr streng kontrolliert, kein bisschen wird verschwendet... und wenn ich am Ende des Tages aus dem Labor laufe, weiss ich, dass ich etwas Sinnvolles gemacht habe.

Das ist ein gutes Gefühl – zu wissen, dass meine Arbeit einer Fachstelle einmal von Nutzen sein wird. Diese Verantwortung bringt mein zukünftiger Job mit sich. Ja, die Jobsuche wird langsam auch Thema. Neben jeglichen Informationen und Kursen, die unser Career Center zum erfolgreichen Karrierestart gibt, bemüht sich unser Institut, auch in Zukunft mit uns verbunden zu sein. Schlussendlich werden rund neunzig Prozent der Stellen unter der Hand vergeben. Allerdings ist es nicht einfach, sich für eine Stelle zu bewerben, wenn man im Ausland hockt.

Mit dem Ende des Studiums sind auch meine Tage in Schottland gezählt. Doch rechtzeitig zum Sommereinzug im hohen Norden kann ich Schottlands Sonnenseite geniessen: Durch die freie Planung der Masterarbeit ergeben sich bis im August, wenn ich meine Zelte hier oben abbreche, noch so manche Chancen für Tagesreisen. Mein Flug zurück ist schon gebucht.

Das Jahr im Ausland hat mich geprägt. In nur einem Jahr habe ich Freundschaften fürs Leben geschlossen – mit meiner schottischen Familie, wie ich sie gerne nenne. Ich hatte das Privileg, eine Fachrichtung zu studieren, die mich sehr interessiert – an einer Universität, die top ist in ihrem Gebiet. Mein Englisch, nun wahrscheinlich mit einem Hauch Schottisch, hat sich massiv verbessert. An den hiesigen Dialekt habe ich mich gewöhnt. Die Highlands habe ich gesehen. Mein Abenteuer war erfolgreich! Dies bedeutet auch das Ende dieser Reihe. Ich hoffe, ich konnte euch einen interessanten Einblick in mein Studium und meinen Auslandsaufenthalt geben.



Shilpi Singh hat an der ETH Chemie studiert und danach zu Biotech gewechselt. Von 2016 bis 2017 absolvierte sie einen Master in Forensischen Wissenschaften an der Universität Strathclyde in Glasgow. Für das Polykum berichtete sie in dieser Kolumne von ihren Erlebnissen.

A&B

ARCHITEKTUR UND BAUWISSENSCHAFTEN

Ufff! Einmal mehr ist es geschafft! Bergfahrt, Talfahrt, Stolperpfad; Geistesblitze, Haarerufen, Notfallpläne, Jubelruf – eben der ganz normale Semesterwahnsinn. Und jetzt wink nicht ab! Du hast ihn mit Bravour gemeistert. Das muss mal gesagt sein! Halte inne, das zu feiern, gleich ob leise oder laut. Im Juni darfst du einfach stolz sein.



INGENIEURWISSENSCHAFTEN

Eine gute Zeit, sich was zu wünschen. Also wünsch dir was! Ja, *du*, genau, Günstling der Stunde, der du bist! Das Universum schaut zu dir – schickt dir Sternschnuppen im Juni, dass es kracht! Dir, nur dir, das ist doch was! Irgendwas gibt es immer zu wünschen. Drum: Wenn du nur lang genug zum Himmel schaut, dann bist du versorgt.

Horoskop

Wunsch- konzert im Universum

Was darf's sein im Juni? Pausen, Pläne, Selbstentfaltung? Alles möglich, alles da! Die Sterne senden, was du brauchst.

TEXT VON Minou Lahiba Sacrale

N&M

NATURWISSENSCHAFTEN UND MATHEMATIK

Dein armer, müder, schwerer Kopf! Man möchte ja meinen: Je mehr man den braucht, desto leichter wird's – *zu viel denken* kann man nicht! Doch du irrst dich. Kann man doch! Deinen Fleiss in Ehren: Analysis kann bis morgen warten. Gönn deinem Kopf auch mal ne Auszeit, lass ihn schweifen, lenk dich ab! Nicht dass er komplett überhitzt.



EXTRAS

M&S

MANAGEMENT UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

Sieh an, sieh an! Von null auf hundert drehst du auf. Wer bis anhin dachte, du seist »mehr so im Hintergrund«, ein leises Rädchen im Getriebe, der muss nun sehen: falsch gedacht! Du blühst auf im Juni, trittst hervor, in weiser Gewissheit deiner Werte. Richtig so! Wer glotzt, soll glotzen. Dein neues Ich, das stresst das nicht.



SN

SYSTEMORIENTIERTE NATURWISSENSCHAFTEN

Noch weißt du nicht, wie dir geschieht: ein neuer Funke jeden Tag. Du *brennst* im Juni, ei der daus!, mit neuen Ideen, neuen Plänen, siehst Möglichkeiten, Synergien, schier unversiegar scheint die Quelle, die in dir sprudelt! Lass es zu. Schöpf daraus, mit vollen Händen! Das ist der holde Hauch der Innovation!



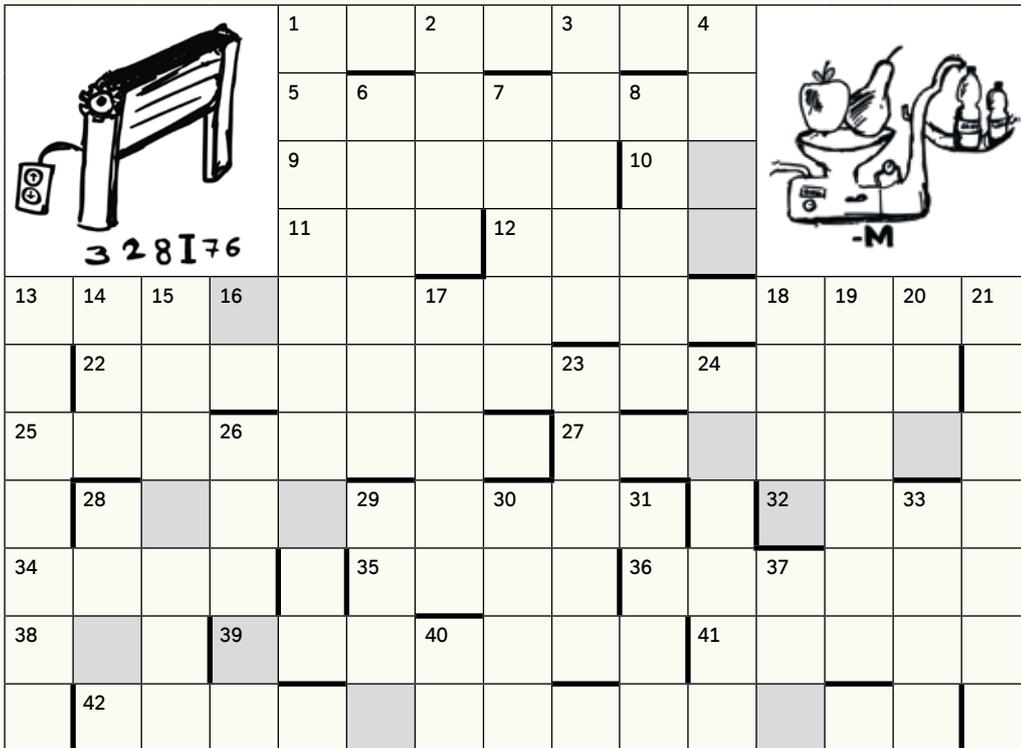
HEILE

VON GRÜNINGER

EXTRAS



thia7



Kruxerei

Ein neuer Fall von den drei Sonderzeichen

Von &, ∞ und # (Rätsel, Bilder und Text)

Waagrecht

- 1 Typischer Bahnhof-Duft, der s'Portmonee zum König ruft.
- 5 In diesen Zustand der MAVT'ler gerät, wenn er 'nen halben Nippel erspät.
- 9 Schützt den Zaun vor'm Ergrau'n.
- 10 Ein KMU, mit Börse: klamm, scheut nicht länger den Börsengang.
- 11 Johnny ist satt, weil er this tat.
- 12 Ob Sofa oder Privatkabinen, hier rattern die Bobinen.
- 13 Verspeise Bohnen und Rüben, um selber eines zu verüben.
- 22 Wenn grüne Glubschaugen uns das Gehirn aussaugen.
- 25 Den »Mutter-Grad« man kennt als Pseudonymfundament.
- 26 Es fehlt ein N, egal ist's dem Borg, den ich nachts darin versorg.
- 27 Siehe Bild rechts.
- 28 Als Beispiel: Le Corbusier. Künstler ohne: Paul Klee.

- 32 Zauberlehrling ... die Geister, die wurden dreist und dreister.
- 34 Auf dem IOC-Thron – im Bett fliesst er davon.
- 35 Ein Kind in solcher Phase versetzt Gaggi in Ekstase.
- 38 Darum: Polykum!
- 39 Da über'n Rhein sausen im Zug nach Schaffhausen.
- 41 Kann's nicht gehen weiter so, schreie dies plus »Mordio!«.
- 42 Sport mit klobiger Uhr? Auf Golfer- und auch deren Tour.

Senkrecht

- 1 Oft war Feldherr mit Geduld an Gegners Hunger Schuld.
- 2 Den Infinitiv, den tue kund, von sum-es-est-sumus-estis-sunt.
- 3 Frau an die Macht? Kein Seich, im alten Russenreich.
- 4 Spritzguss-ABS mit Noppen motiviert selbst Jungs fürs Shoppen.
- 6 Damit macht der Samurai 'ne Riesensauerei.
- 7 Maskottiert ein Müsli, geringt, das die Milch zum Leuchten bringt.
- 8 Opferfigur im Thronspiel? (noch) Ohne Tod nach Martins Stil.
- 13 Gretchen es wagte und Heini danach fragte.
- 14 Schuf den Agent, den jeder kennt.
- 15 Wasser, Gas und Post, doch Kniff erfordert erst die mit drin 'nem Schiff.
- 16 Das 89er-Modell hat noch mancher im Gestell.

- 17 Als er sang vom old friend »Dunkel«, meinte er da gar Garfunkel?
- 18 Im Moment definiert, der Ort selbst variiert.
- 19 Siehe Bild links.
- 20 Mir dämmert, aktiv, inorthograph, gesucht hier ist der Last-Esclave.
- 21 Zeichen der unkontrollierten Lust: Mundflüssigkeitskontrollverlust.
- 23 Das sagt der Franzose beim Öffnen seiner Hose.
- 24 Für Korrektur der Statur.
- 26 Olympiagold für die fix'ste Nation, als Trostpreis für alle: 'ne Hüftluxation.
- 28 Wenn beim Duellieren beide verlieren.
- 29 Salvador, el pintor.
- 30 Status – o weh – nach Fall in 34 w.
- 31 Ein Hotspot im Pazifik, oh, dort suchen Surfer s'Risiko...
- 33 Für Geilheit auf Ewigkeit.
- 37 Kindeskind ohne Gind.
- 40 Vor »ea, id«, nach »Dekliniere!«, zerreisst's dem Gymeter fast die Niere.

Setze das **Lösungswort** aus den grauen Feldern zusammen. Die schnellste Einsendung an cruxereien@polykum.ethz.ch wird mit einem **50-Franken-Gutschein** des ETH Store belohnt. Unter allen weiteren Einsendungen bis zum 07.07.2017 wird ein zweiter Gutschein verlost.

Polykum
Zeitung des Verbands der
Studierenden an der ETH
Universitätsstrasse 6
8092 Zürich

AZB
CH-8092 ZÜRICH
P.P./JOURNAL

voeth

